

UNIVERSITÄT HANNOVER

Seminar für Deutsche Literatur und Sprache

Hauptseminar: Schillers Verbrechen

Leitung: Prof. Dr. Martin Rector

Sommersemester 1998

Zwei Verbrecher aus verlorener Ehre

Schillers „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“
und Storms „Ein Doppelgänger“

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	
.....	3
1. Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre	
1.1. Der Text	4
1.2. Die Entstehungsgeschichte	8
2. Storm: Ein Doppelgänger	
2.1. Der Text	11
2.2. Die Entstehungsgeschichte	14
3. Eine vergleichende Betrachtung	
.....	15
Fazit	
.....	19
Literaturverzeichnis	
.....	21

Vorbemerkung

„Der Verbrecher aus verlorener Ehre“¹ heißt der Titel einer Erzählung von Friedrich Schiller aus dem Jahre 1786. Exakt 101 Jahre später erscheint Theodor Storms Novelle „Ein Doppelgänger“², in der der Held das schwerwiegende Rätsel lösen muß: „Wie find ich meine verspielte Ehre wieder?“³ Es scheint gerechtfertigt, beide Erzählungen einmal parallel zu lesen und zu überprüfen, wie oder ob sich ethische und moralische Kategorien nach einem Jahrhundert gewandelt haben, wie sich die Gesellschaft gegenüber Verbrechern verhält und in welcher zentralen Kritik der Stoff bei Schiller und Storm jeweils mündet.

Literaturwissenschaftler und –historiker haben vielerlei Querverbindungen hergestellt. Schiller folgt mit seiner Erzählung einer historischen Begebenheit, die auf unterschiedliche Weise auch von anderen Autoren bearbeitet wurde. Am bekanntesten ist die 1854 erschienene Erzählung von Hermann Kurz: „Der Sonnenwirt, schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert“. Aber auch Jakob Friedrich Abel, Schillers Lehrer, hat die Lebensgeschichte des „Sonnenwirtes“ nachgezeichnet – einige Jahre nach seinem Schüler. In einem Atemzug mit Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“ wird bisweilen auch „Michael Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist genannt, der das Problem der ‚verlorenen Ehre‘ auf andere Art entfaltet.

Theodor Storm hingegen, so mutmaßt Ingrid Schuster, habe sein Doppelgänger-Motiv von Annette von Droste-Hülshoffs Novelle „Die Judenbuche“ übernommen. Dazu behauptet Storm in einem Brief an Emil Kuh: „Poetische Muster, nach denen ich absichtlich gearbeitet, habe ich nie gekannt; es ist dies alles unwillkür-

¹ Schiller, Friedrich: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte.“ Aufs Neue ans Licht geholt und mit Erkundungen zum Dichter- und Räuberleben der republikanischen Freiheit des lesenden Publikums anheimgestellt von Horst Brandstätter. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1984 (im Folgenden: DVavE).

² Storm, Theodor: „Ein Doppelgänger. – John Glückstadt –“ Studienausgabe herausgegeben von Walter Zimorski. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide in Holstein 1986 (im Folgenden: ED).

³ ED, S. 30.

lich bei mir gewesen.“⁴ Dieselbe Ingrid Schuster ist es dann auch, die in den „Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft“ Storms „Doppelgänger“ mit Bertolt Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ gegenüberstellt⁵; ein ungewöhnlicher Vergleich, wie sie selbst zugibt.

Die Querverbindung zwischen Schiller und Storm ist bislang noch nicht gezogen worden, trotzdem sie weitaus weniger kühn anmutet als ein Vergleich zwischen Storm und Brecht. Es wird nicht geklärt werden können, ob Theodor Storm den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ als Vorlage präsent hatte („Poetische Muster ... habe ich nie gekannt“), aber manche Parallelen sind – absichtlich oder zufällig? – verblüffend.

1. Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre

1.1. Der Text

Christian Wolf, Sohn eines Gastwirts, ist die Hauptperson in Schillers Erzählung. Er wächst als Halbweise bei seiner Mutter auf und hilft ihr in der Gastwirtschaft „Sonne“ (daraus entsteht dann später Wolfs gefürchtetes Alias „Der Sonnenwirt“) des verstorbenen Vaters. Mehrere unglückliche Umstände prallen bei Christian Wolf aufeinander. Die Wirtschaft läuft nicht gut, er lebt also in armen Verhältnissen, und die Natur hat ihn mit einem unansehnlichen Äußeren gestraft: „Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gab seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem

⁴ Vgl. Zimorski, Walter: „Entstehungsgeschichte“. In: ED, S. 76.

⁵ Vgl. Schuster, Ingrid: „Storms ‚Ein Doppelgänger‘ und Brechts ‚Der gute Mensch von Sezuan‘. Eine Gegenüberstellung.“ In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft, hg. von Karl Ernst Laage und Volkmar Hand, Schrift 23/1974, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide in Holstein 1974, S. 33-38.

Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.“⁶ Als Christian sich in Johanne verliebt, diese aber seine Liebe nicht erwidert, versucht er ihre Liebe durch Geschenke zu erkaufen. Er wird zum Wilddieb, um die Geschenke bezahlen zu können. Von seinem Nebenbuhler Robert, ein beim Förster angestellter Jäger, wird er dreimal in Folge bei seiner Wilddieberei erwischt. Beim erstenmal kann sich Christian Wolf durch eine Kautio dem Gefängnis entziehen, beim zweiten Mal muß er für ein Jahr ins Zuchthaus, beim dritten Mal wird er verurteilt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten, überdies wird ihm „das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt.“⁷ Hier wird zum ersten Mal Schillers Kritik an der Justiz laut: „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsverfassung des Beklagten.“⁸ Er geht noch weiter und läßt Wolf sagen: „Ich betrat die Festung als ein Verirrter und verließ sie als ein Lotterbube.“⁹ Ganz erstaunlich, daß diese Erkenntnis auch noch heute (nach über 200 Jahren!) einer der Kernkritikpunkte an der gängigen Praxis des Strafvollzugs ist. Wer vor einem Gefängnisaufenthalt noch nicht ganz verdorben ist, so heißt die landläufige Meinung, ist es hinterher ganz sicher.

Wolf erkennt sich selbst als Abschaum der Gesellschaft und diese läßt ihn das mit voller Härte spüren. All seine Gedanken nach der Freilassung kreisen um ein diffuses Rachegefühl gegen jedermann, ganz besonders gegen seinen Intimfeind Robert. Zunächst läuft er aber seiner „Hannchen“ in die Arme, die inzwischen eine „Soldatendirne“ geworden ist. Anstatt sich zu freuen, wie Johanne es wohl durchaus ehrlich tut, reagiert Christian abweisend und verächtlich: „Es tat mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.“¹⁰

Christian Wolf startet nun seine Karriere als professioneller Verbrecher. Bewußt möchte er der Obrigkeit und der Gesellschaft, die ihn ausgestoßen hat, schaden.

⁶ DVavE, S. 14.

⁷ Ebd., S. 16.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd., S. 18.

Als er seinen Widersacher Robert im Wald erblickt, ringt er minutenlang mit seinem Gewissen und erschießt ihn schließlich hinterrücks, um es kurz danach bereits wieder zu bereuen. Er kann sein Haßgefühl nicht mehr lokalisieren: „Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordtat gekommen war.“¹¹ Und noch etwas verändert sich ganz abrupt in Wolfs Bewußtsein: „Bis hierher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte.“¹² Der „Sonnenwirt“ begibt sich auf die Flucht und wird schließlich Anführer einer Räuberbande, bei der ihm endlich wieder Ehrerbietung zuteil wird. Eine andere Ehre freilich, als er sich vorher von der Gesellschaft erhofft hat. Ein weiterer wichtiger Aspekt: In der Verbrecherbande wimmelt es von den „schönsten weiblichen Gestalten ..., die mir jemals vor Augen gekommen.“¹³ Wolf kann endlich seine jahrelang unterdrückten sexuellen Triebe zügellos ausleben. Schiller blendet hier aus, denn „das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser.“¹⁴

Der Bekanntheitsgrad des „Sonnenwirtes“ steigt beständig, inzwischen ist ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt und er wird überall gesucht und gejagt. Die Räuberbande kann jedoch nach einiger Zeit seine erhofften Bedürfnisse nicht mehr erfüllen. Er flieht vor der Bande und durchläuft einen erneuten Bewußtseinswechsel: „Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber.“¹⁵

Er startet einen naiven Versuch, wieder ehrbar im herkömmlichen Sinne zu werden und bewirbt sich mit einem Brief bei seinem Landesherrn als Soldat. Dreimal wird seine Bitte nicht beantwortet, so daß er beschließt, außer Landes zu gehen. Eine längere Paßkontrolle, von der er nichts zu befürchten gehabt hätte (der Paß war zwar gestohlen, aber echt), läßt ihn nervös werden und fliehen. Er wird gefaßt

¹¹ DVavE, S. 21.

¹² Ebd., S. 20.

¹³ Ebd., S. 26.

¹⁴ Ebd., S. 27.

¹⁵ Ebd., S. 28.

und reagiert in den Verhören zunächst trotzig, legt dann aber ein volles Geständnis ab, als der zuständige Oberamtmann ihm fair und mit Achtung begegnet. Hier endet Schillers Erzählung, da der Leser bereits weiß, daß der „Sonnenwirt“ hingerichtet werden wird. Im Gegensatz zu den meisten anderen zeitgenössischen Autoren, die vor allem Prozesse und Exekutionen mit Hingabe schilderten, verfolgte Schiller einen anderen Ansatz, den er in einer ungewöhnlich langen theoretischen Vorrede zu seiner „wahren Geschichte“ erläutert. „In der ganzen Geschichte der Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen.“¹⁶ Für seinen aufklärerischen Anspruch kann es nur zwei Möglichkeiten geben, solcherart Geschichten zu erzählen. Schiller: „Entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.“¹⁷ Die meisten Geschichtsschreiber hätten bislang laut Schiller die erste Variante bevorzugt, sie hätten „das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag bestochen“.¹⁸ Für ihn kommt deshalb nur die zweite Möglichkeit in Frage: Ein knapper, emotionsloser Berichtstil, der „die republikanische Freiheit des lesenden Publikums“¹⁹ nicht beleidigt, weil es selbst über die Geschehnisse urteilen darf. Friedrich Schiller ist diese Erzählneutralität allerdings nicht durchgängig gelungen, denn trotz der „kalten“ Schilderung der Lebensgeschichte des „Sonnenwirts“ lenkt er den Leser doch auf seine Bewertung der Dinge. In manchen Passagen geschieht dies subtil, in der Justizkritik („nicht einer [sah] in die Gemütsfassung des Beklagten“²⁰) auch ganz offen. Schiller möchte unterrichten und belehren. Ohne eigene Intention belehren zu wollen, ist allerdings ein Paradoxon.

¹⁶ DVavE, S. 11.

¹⁷ Ebd., S. 12.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd., S. 16.

1.2. Die Entstehungsgeschichte

Schiller war ein Jahr alt, als Friedrich Schwan – das historische Pendant zu Christian Wolf – hingerichtet wurde. Die Geschichte war also noch keine zwanzig Jahre her, als Schiller sie vermutlich von seinem Lehrer Jakob Friedrich Abel zu hören bekam. Jakob Friedrich Abel wiederum – der lediglich acht Jahre älter war als Schiller – war der Sohn jenes Oberamtmannes Abel, der den „Sonnenwirt“ gefangen nahm, ihm das Geständnis entlockte und schließlich den Prozeß machte. Schiller befand sich, nachdem er früh die unangenehme Bekanntschaft mit der staatlichen Zensur gemacht hatte, jahrelang ebenso auf der Flucht wie sein Held. Für den Druck seines Schauspiels „Die Räuber“ hatte der Dichter sich hoch verschuldet und gründete daraufhin, um seine materielle Lage zu stützen, die Zeitschrift „Rheinische Thalia“. Trotz einer vielfach versandten Ankündigung, in der Schiller die hehren Ziele der Zeitschrift darzulegen versuchte, erschien aufgrund mangelnder Resonanz nur eine einzige Ausgabe. Der Verleger Göschen erklärte sich bereit, die Zeitschrift unter dem verkürzten Titel „Thalia“ weiterzuführen. Schiller übersandte Göschen im November 1785 das Manuskript seiner Erzählung „Verbrecher aus Infamie. Eine wahre Geschichte“ für die zweite Ausgabe der „Thalia“. Es war zum anonymen Abdruck bestimmt. Auf dem Umschlag der Zeitschrift „Zur Litteratur und Völkerkunde“ erschien jedoch eine Voranzeige der „Thalia“, die Schiller als Verfasser des „Verbrechers aus Infamie“ nannte. Schiller bot daraufhin – vergeblich – an, sämtliche Unkosten zu tragen, „wenn Sie den Umschlag zu diesem Heft zernichten und umdrucken lassen“.²¹

Eine stilistisch überarbeitete Fassung der Erzählung erschien 1792 in der Sammlung „Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.“ „Verbessert“ hieß zum einen, daß Schiller der Erzählung den seither geläufigen Titel „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ gab. Aber auch einige inhaltliche und sprachliche Milderungen hatte

²¹ Vgl. Brandstätter, Horst: „Friedrich Schiller. Ein tabellarisches Dichterleben“. In: DVavE, S. 67ff.

Schiller, wohl aufgrund seiner negativen Erfahrungen mit der Zensur, in den Text eingearbeitet.

Damit Schillers „für Herz und Geist“ unterrichtende Geschichte ihren Zweck erfüllen konnte, mußte er den historischen Friedrich Schwan erheblich umdichten. Friedrich Schwan war in Wirklichkeit weder arm noch ausgesprochen häßlich. Der Vater, Metzger und Wirt der Gaststätte „Sonne“ ist ein reicher, angesehener Bürger. Als Schwan ein Jahr alt ist, stirbt – ganz konträr zu Schillers Christian Wolf – seine Mutter. Kriminell wird er durch einen eher harmlosen Umstand. Mit 17 Jahren findet er im elterlichen Schlafzimmer die sonst weggeschlossene Geldkassette. Er möchte etwas Geld entnehmen, beschädigt aber mit dem Messer die Kassette so erheblich, daß er sie, um nicht in Verdacht zu geraten, ganz zu sich nimmt. Als er sich durch Geldausgeben verdächtig macht, flieht er. Wilddieberei und Zuchthausaufenthalt folgen zwar wie bei Schiller, allerdings jeweils aus anderen Gründen.²²

Schiller wählt dagegen das Motiv der schlechten Kindheit, um den Leser eben doch für Christian Wolf zu erwärmen. Er ist häßlich, wird von allen abgewiesen und hat darüber hinaus auch keine Chance zu einer Liebesbeziehung. Diese bisher unverschuldeten Eigenschaften lassen überhaupt keine Überraschung aufkommen, wenn so ein armer Kerl kriminell wird. Schlimm genug, daß ihn ausgerechnet derjenige, mit dem er um die Gunst von Johanne konkurriert, ins Gefängnis bringt. Diese Vorgeschichte braucht Schiller für seine Kritik an der Justiz, die in der damaligen Zeit keine mildernden Umstände, keine verminderte Schuldfähigkeit kennt. Die Art der Hinrichtung Friedrich Schwans, die Schiller nicht näher beschreibt, ist grausam: „Die wohlverdiente Strafe [ist] dahin zu verhängen, daß 1. Johann Friedrich Schwahn auf einer Schleife zum Richtplatz gebracht, von den Zwicken mit glühenden Zangen abstrahieret, daselbst ohne Gnadenstoß von unten hinauf gerädert, dessen Leichnam alsdann auf ein Rad geflochten und sein Kopf

²² Vgl. Brandstätter, Horst: „Friedrich Schiller. Ein tabellarisches Dichterleben“. In: DVavE, S. 67ff.

auf einen Spieß gesteckt [...] werden solle.“²³ An diesem öffentlichen Charakter der Bestrafung, an der Zurschaustellung der Macht und des zerbrechenden Körpers kann Schiller nichts Ermahnendes und Erbauendes mehr entdecken. Ganz im Gegenteil muß es der aufgeklärte Mensch als Beleidigung empfinden, Menschen einen anderen Menschen quälen und töten zu sehen.²⁴

So revolutionär Schillers Ansichten zur Strafjustiz auch sind, genauso scheinbar unreflektiert verwendet er zeitgenössische Vorurteile und Klischees. Sowohl das Äußere Christian Wolfs als auch vor allem die Beschreibung des Räubers, der Wolf nach seinem Mord in die Bande einführt („Seine Figur ging ins Riesenmäßige [...] und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat.“²⁵) entsprechen damaligen Steckbriefen oder den sogenannten „Gaunerphysiognomien“ der polizeilichen Handbücher der Zeit.²⁶ Heutzutage besteht die Problematik vor allem darin, daß man einem Verbrecher solches nicht ansieht; unwahrscheinlich, daß es vor 200 Jahren anders war. Dennoch tragen alle diese Stilmittel und Umdeutungen der historischen Begebenheit durch Schiller dazu bei – trotz kalter Erzählweise –, daß der Leser mit dem Held warm wird.

²³ Zitiert nach: Brandstätter, Horst: „Friedrich Schwahn. Ein tabellarisches Räuberleben“. In: DVavE, S.39 ff.

²⁴ Vgl. Bogdal, Klaus-Michael: „Geschichte in der Erzählung: Heinrich von Kleist: Michael Kohlhass, Friedrich Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, Anregungen für den Literaturunterricht, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1986, S. 15.

²⁵ DVavE, S. 22.

²⁶ Vgl. Bogdal, Klaus-Michael: „Geschichte in der Erzählung“, S. 14.

2. Storm: Ein Doppelgänger

2.1. Der Text

John Hansen, der Protagonist in der Binnenhandlung der Novelle „Ein Doppelgänger“ von Theodor Storm, hat zu Beginn der Geschichte gerade seine Militärzeit als tüchtiger Soldat bestanden. Über seine Eltern erfahren wir, anders als bei Christian Wolf, nichts. Storm führt seine Figur als nicht eben intelligenten, aber fleißigen Arbeiter ein: „Als aber die Dienstzeit aus und er entlassen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu schaffen haben.“²⁷ Die Gelegenheit ehrbarer Arbeit bietet sich ihm jedoch nicht, so daß er mit einem „wegen Trunkfälligkeit“ arbeitslos gewordenen „Halunken“²⁸ namens Wenzel auf die Idee kommt, einen Einbruchsdiebstahl zu verüben. Beide werden gefaßt und Hansen muß für sechs Jahre ins Zuchthaus nach Glückstadt, weswegen ihn fortan alle nur noch „John Glückstadt“ nennen. Glückstadt wird mit guten Zeugnissen aus der Haftanstalt entlassen und versucht Arbeit zu finden. Er wird jedoch gemieden, denn das Zuchthaus hat ihn äußerlich „grimmig“ gemacht; man „möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!“²⁹ Schließlich findet er eine Anstellung als Feldaufseher und muß mehrere Frauen beim Unkrautjäten beaufsichtigen. In eine der Arbeiterinnen, in die 17 Jahre alte Hanna, verliebt sich John. Sie begegnen sich zum ersten Mal an einem Brunnen, den Storm leitmotivisch durch die ganze Novelle hindurch auftauchen läßt. Bei Hansens erster Begegnung mit der jungen Frau, die als einzige keine Angst vor ihm hat, macht er ihr einen Heiratsantrag, den sie auf der Stelle annimmt. Den Brunnen läßt er mit Brettern absichern, aus Angst, Hanna könne in ihrer Ungestümheit hineinfallen. Auf einem Fest, bei dem er ausgelassen und glücklich mit seiner Frau tanzt, merkt John, daß ihn die anderen Arbeiter immer noch verspotten und nichts mit dem ehemaligen Zuchthäusler

²⁷ ED, S. 23.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd., S. 25.

zu tun haben wollen. Einzig der Bürgermeister und Johns Arbeitgeber stehen ihm wohlwollend gegenüber; der Bürgermeister, weil er scharfsinnig in sein Seelenleben zu schauen vermag („er könnte sogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Rätsel heißt: Wie find ich meine verspielte Ehre wieder? -- Er wird es niemals lösen.“³⁰) und der Arbeitgeber, weil er weiß, daß John „ein halbmal mehr als andere arbeite.“³¹

In dieser zunächst materiell gesicherten Situation bekommen John und Hanna eine Tochter. Auch hier spürt Glückstadt seine gesellschaftliche Außenseiterrolle, als die Hebamme in aller Seelenruhe zuerst ihren Kaffee austrinken will, bevor sie seiner Frau bei der Entbindung hilft. John fügt sich jedoch in sein Schicksal und versucht, rechtschaffen zu bleiben und sich in die Gesellschaft zu reintegrieren. Im Verlauf der Ehe kommt es immer häufiger zum Streit zwischen John und Hanna, wobei John seine Frau und einmal auch seine Tochter Christine schlägt. Einfühlsam, aber doch aus einer privilegierten Sicht, beschreibt Storm das Dilemma der Proletarier: „Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir ‚Arbeiter‘ nennen, zum Verhängnis wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenschaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt sie, als ob’s auch hier von ihr zu schaffen wäre, wie von selbst dazwischen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein schweres Unheil.“³² Obwohl die Versöhnung anschließend immer ebenso leidenschaftlich ist, wie der Streit heftig gewesen war, deutet Storm hier den Höhepunkt der ehelichen Krise an. Als John seine Frau zu Boden wirft, nachdem sie ihn das erste Mal spöttisch auf seine Zuchthausvergangenheit angesprochen hat, fällt sie mit dem Kopf gegen einen aus dem Ofen hervorstehenden Schraubenstift und stirbt. Noch im Sterben verzeiht Hanna ihrem Mann, der in tiefe Verzweiflung stürzt.

Der Tischler, Johns Nachbar, der für die Tote den Sarg zimmert, bietet an, daß seine Frau die Tochter zu sich nehmen könne. John zögert erst, beschließt dann

³⁰ Ebd., S. 30.

³¹ Ebd.

³² ED, S. 35.

aber, Christine selbst zu versorgen. Einige Tage später zieht eine Bettlerin, die alte „Küster-Mariken“, bei Hansen ein, kümmert sich um den Haushalt und um die Erziehung der Tochter. Auch Hansen erweist sich als liebevoller Vater ohne weitere jähzornige Ausbrüche. Nach wie vor geht er ehrlicher Arbeit nach und kann davon sich und seine Tochter mühsam ernähren. In einer kalten Weihnachtsnacht baut John den Bretterschutz des alten Brunnens ab, um den Ofen anzuhetzen und Christine zu wärmen.

In Gestalt seines Zuchthausgefährten Wenzel holt John Glückstadt jedoch seine Vergangenheit ein. Das kurze Treffen der beiden, bei dem John nichts mehr mit Wenzel zu tun haben möchte, beobachtet ein Polizist, der daraufhin das Gerücht in die Welt setzt, die einstigen Zellengenossen planen ein neues Verbrechen. Glückstadt verliert daraufhin seine Arbeit und findet fortan auch keine mehr. Die nächsten Monate verbringen Vater und Tochter in Hunger und Elend. In seiner Ausweglosigkeit beschließt John eines Nachts, auf dem Acker neben dem Brunnen Kartoffeln zu stehlen. Als er sich auf dem Rückweg verirrt, stürzt er in den ungesicherten Brunnen und stirbt dort.

Eingebettet ist diese Handlung in eine Rahmenerzählung, die Storm viel Kritik eingebracht hat. Sie spielt in einer bürgerlichen Idylle, in der der Erzähler einen Oberförster trifft, der mit John Hansens Tochter Christine verheiratet ist. Die Eltern des Försters, ein Pastorenehepaar, hatten Christine nach dem Tod ihres Vaters bei sich aufgenommen. Die Tochter hat eine durchweg positive Erinnerung an ihren Vater, glaubt aber bisweilen, ihre Mutter sei noch mit einem anderen Mann zusammen gewesen, der Tochter und Mutter geschlagen habe. Auf der Suche nach einem zweiten Mann hat sie sogar in Kirchenbüchern nachgeschlagen, aber „meine Mutter hat nur diesen einen Mann gehabt. Wir haben zusammen Not gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel.“³³ Am Ende der Novelle löst sich diese quälende Erinnerung an einen „Doppelgänger“ durch den Rückblick des Erzählers ins Positive auf. Storm wurde vorgeworfen, daß er durch

³³ ED, S. 18.

die Idyllic der Rahmenhandlung die harte Realitätsbeschreibung in der Binnenerzählung abschwäche oder gar auflöse.

2.2. Die Entstehungsgeschichte

Eigentlich war Theodor Storm gerade mit der Arbeit an seinen Novellen „Der Schimmelreiter“ und „Ein Bekenntnis“ beschäftigt, als ihn der Herausgeber Karl Emil Franzos im Juni 1886 hartnäckig bat, für seine am 1. Oktober 1886 neu erscheinende Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ eine Novelle beizusteuern. Storm wollte sich mit Hinweis auf seinen Gesundheitszustand sowie auf Arbeitsüberlastung und Termindruck für andere Verleger aus dieser Verpflichtung herauswinden, was ihm allerdings offenbar nicht gelang. Als Storm durch seine Schwägerin Charlotte von einem erschütternden Todesfall erfährt, benutzt er ihn als Sujet für eine neue Novelle und stellt seine anderen Arbeiten zurück. Als Novum erschien die Novelle dann in mehreren Fortsetzungen; eine Tatsache, gegen die sich Storm zuerst gewehrt hatte, aber auch hier schließlich einlenkte. Der erste Teil wurde veröffentlicht, als die Novelle noch gar nicht zu Ende geschrieben war. Im Nachhinein war Storm nicht zufrieden mit seiner Arbeit und teilte dies Franzos in einem Brief vom 10. August 1886 mit: „Uebrigens einmal und nie wieder Manuscript drucken lassen, ohne völlig fertig zu sein! Ich fürchte auch, daß die Sache ihnen kaum genügen wird, und bitte dann, mir ohne Anstand das M.S. [= Manuskript] zurückzusenden. [...] Nochmals – ich fühle mich mit dieser Arbeit keineswegs kräftig genug, um das erste Heft der ‚Deutsch. Dichtg.‘ zu vertreten. Senden Sie es mir bei den leisesten Bedenken zurück.“³⁴

Franzos hatte keine Bedenken, und so erschien das Werk in sechs Fortsetzungen in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung“. Mit dem Titel hatte Storm, ähnlich wie Schiller, seine Schwierigkeiten. Zuerst wollte er die Novelle „Der Brunnen“ nennen, fürchtete dann aber, zuviel von der Handlung vorwegzunehmen und ent-

³⁴ Zitiert nach: Zimorski, Walter: „Entstehungsgeschichte“. In: ED, S. 65 ff.

schied sich für „Ein Doppelgänger“. Auch hier hagelte es Kritik. „Ein Doppelgänger“ führe in die Irre, da es sich gar nicht um einen Doppelgänger im herkömmlichen Sinne handle, sondern um ein und dieselbe Person, die von Tochter Christine auf zwei Arten wahrgenommen wurde. Im Übrigen sei der erste Titel, wie so oft bei Storm, besser gewesen.³⁵ Storm gab im Nachhinein zu, daß der Titel wohl „etwas geschraubt“ klinge, wäre aber mit „Der Brunnen“ sicherlich noch unglücklicher gewesen, denn sein eigener Einwand wäre ja berechtigt gewesen. Der Brunnen durchzieht die Novelle als Dingsymbol und entfaltet eine solche mystische Wirkung, daß ein gleichnamiger Titel diese hätte zerstören können.

3. Eine vergleichende Betrachtung

Christian Wolf und John Hansen sind Verbrecher aus verlorener Ehre. Obwohl zwischen ihren Schicksalen ein Jahrhundert liegt und bis in unsere Zeit ein weiteres Jahrhundert, so hat der Stoff doch nichts an Aktualität eingebüßt. Der chronologische Vergleich der beiden Erzählungen Friedrich Schillers und Theodor Storms bringt erstaunlich viele Parallelstellen ans Licht.

Christian Wolf wird aus zurückgewiesener Liebe und aus Leichtsin (wie der Erzähler ihn später zugeben läßt) zum (Wild-)Dieb, John Hansen aus Mangel an Erwerbsarbeit und Abenteuerlust. Beides sind durchaus keine niederträchtigen Motive, sondern zunächst harmlose Eintritte in einen weniger harmlosen Teufelskreis. Schiller läßt seinen Helden dreimal wilddieben und dreimal erwischt werden, so daß der heutige Leser bereits Mitleid verspürt, warum Christian Wolf sich immer wieder erwischt lassen muß. Der Grad der verhängten Strafe wächst mit jeder Wiederholungstat. Storm dagegen entkriminalisiert das Vergehen seines

³⁵ Vgl. Ebersold, Günther: „Politik und Gesellschaftskritik in den Novellen Theodor Storms.“ Lang Verlag, Frankfurt/M./Bern 1981, S. 81-83.

Helden partiell, indem er ihm die gestohlene goldene Uhr eines Senators am Tage nach der Tat einem Jungen als Konfirmationsgeschenk geben läßt. Storm schreibt hundert Jahre später – an dieser Stelle wird das deutlich, denn die Tatsache, daß eben dieses Geschenk zu John Hansens Verhaftung führt, läßt einige städtische Honoratioren seine Partei ergreifen. Sie wollen mildernde Umstände (die bei Schiller noch unbekannt sind) walten lassen, setzen sich aber nicht durch.

Für Wolf und den jetzt umbenannten John Glückstadt ist der Zuchthausaufenthalt ein tiefer Einschnitt, der sie allerdings unterschiedlich prägt. Schiller setzt hier mit seiner zentralen Kritik am Strafvollzug an: das Gefängnis habe aus einem „Verirrten“ nun restlos einen „Lotterbuben“ gemacht. Dieser sieht das selbst genauso und hegt Haß- und Rachegefühle gegen die ihn verachtende Gesellschaft. Durch seinen Zuchthausaufenthalt findet er keine Arbeit, die Leute fürchten ihn wegen seines Aussehens. Ganz ähnlich ergeht es John Glückstadt. Niemand will ihn für sich arbeiten lassen, „man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus seinen dunklen Augen brach.“³⁶ Anders als Wolf allerdings bemüht er sich ohne Zögern um redliche Arbeit. Seine Geduld ist geradezu erstaunlich, obwohl ihn die Gesellschaft und sogar seine eigene Arbeiterschicht konsequent meidet und ablehnt. Während Wolf nicht anders kann, als in eine kriminelle Karriere abzurutschen, gelingt Hansen die vorläufige Flucht in die pseudo-bürgerliche Schutzzone einer Ehe. Freilich sind beide Ehepartner Ausgestoßene, aber in der häuslichen Isolation ist Hansen sicher vor den verletzenden Anspielungen auf seine Zuchthauszeit. Ein kleines Stück seiner Ehre hat er wiedergefunden. Christian Wolf findet ein ebenso kleines Stück seiner Ehre anderswo. In der Räuberbande, die er anführen soll, wird er verehrt und bewundert. Auch eine „Ganovenehre“ ist eine Ehre, sie richtet Wolf auf, dem durch seine naturgegebene Häßlichkeit Anerkennung und Liebe beständig versagt wurde.

In beiden Erzählungen werden die Protagonisten zum Mörder, in beiden Erzählungen wird diese Tat zu einem entscheidenden Wendepunkt. Christian Wolf er-

³⁶ ED, S. 25.

blickt seinen Erzfeind Robert im Wald, und obwohl er sich vor dem tödlichen Schuß minutenlang Zeit zum Überlegen nimmt, kann man dennoch von einer Affekthandlung sprechen. Ein Indiz dafür ist sein anschließendes Schockverhalten. John Hansen wird sein Jähzorn zum Verhängnis. Ebenfalls im Affekt wirft er Hanna zu Boden, nicht ahnend allerdings, daß der Sturz sie töten kann. Hansen ist verzweifelt, vertuscht die Tat – wie es ihm seine Frau noch im Sterben zugeflüstert hat – und versucht weiterhin, rechtschaffen zu sein. Für Wolf bedeutet die Tat lebenslange Flucht, für Glückstadt lebenslange Isolation.

Auch hier gibt es noch einmal denkwürdige Entsprechungen in beider Schicksal – es mag Zufall sein: Der Oberamtmann ist die einzige in der bürgerlichen Welt etablierte Person, die Christian Wolf höflich gegenübertritt, ihm Achtung entgegenbringt. Das bringt den Sonnenwirt dazu, ein umfassendes Geständnis abzulegen. John Hansen dagegen kann immer wieder auf den Bürgermeister zählen, die etablierte Persönlichkeit schlechthin in einem Dorf. Wie sehr, weiß er freilich gar nicht. Der Bürgermeister leiht Hansen in einer Notlage Geld (das er pünktlich zurückbekommt); wie oft er aber immer wieder ein gutes Wort für den Ausgestoßenen einlegt, erfährt nur der Leser. Die zentrale Gesellschaftskritik, die Storm ausübt, läßt er durch den Bürgermeister formulieren: „Nachdem dieser John von Rechtes wegen seine Strafe abgebußt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlassen. Und sie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn sie ist ohn Erbarmen.“³⁷ Storm bringt hier ein widersprüchliches Phänomen pointiert zur Sprache: John Glückstadt wird nicht für seine Tat verachtet, sondern erst, nachdem er dafür gebüßt hat. Das Absitzen der „gerechten“ Strafe wird nicht als Sühne der Schuld honoriert, sondern bewirkt erst den sozialen Absturz.

Kurz vor ihrem Tod werden beide Helden religiös oder bringen zumindest ihre latent vorhandene Religiosität offen zum Ausdruck. Der Sonnenwirt glaubt an die Barmherzigkeit Gottes und stirbt deshalb als Gerechter. Bei dem historischen Friedrich Schwan war diese Gläubigkeit nach den Aufzeichnungen des Vikars

³⁷ ED, S. 55.

Krippendorf, der ihn bis zur Hinrichtung geistlich begleitet hat, noch um einiges ausgeprägter als Schiller das geschildert hat.³⁸ John Glückstadt hat in dem Moment, als er für seine Tochter Kartoffeln stehlen will, ein beklemmendes Gespräch mit Gott: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es soll ans Kreuz geschlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Mensch!“³⁹ Es sind dies nicht nur Szenen, die zeigen sollen, daß die beiden Verbrecher Gnade vor Gott finden. Sondern Schiller und Storm benutzen die eschatologische Wendung ihrer Erzählungen dazu, daß ihre Figuren zunächst Gnade vor dem lesenden Publikum finden. Denn erst, wenn der Leser die Menschlichkeit des Verbrechers anerkennt, läßt er sich auch von der Justizkritik bei Schiller und von der Gesellschaftskritik bei Storm überzeugen.

Ein Vergleich der verwendeten Namen bei Schiller und Storm soll die Betrachtung der Gemeinsamkeiten abschließen. Christian Wolf ist ein wohlkonstruierter Name, der Schillers (in der theoretischen Vorrede ausgeführte) Auffassung suggeriert, daß jeder Mensch sowohl zu Gutem als auch zu Bösem fähig ist („Wir sehen den Unglücklichen, der doch [...] Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft als das unrige“⁴⁰). „Christian“ steht für das christliche, reine im Menschen und „Wolf“ für das tierische und gewalttätige. Das erklärt auch die Unstimmigkeit zwischen Änderung des bürgerlichen Namens (Friedrich Schwan wurde sicher nicht aus Gründen des Anonymenschutzes umbenannt) und Beibehaltung der historisch überlieferten Bezeichnung „Sonnenwirt“. John Hansen alias John Glückstadt ist ebenso bewußt gewählt. Während „John Hansen“ ein gebräuchlicher Name in Storms Heimat (Husum) ist, beinhaltet „Glückstadt“ beziehungsreiche Assoziationen. Das Glück erwähnt Storm häufiger. Hansens Frau wird als Glück bezeichnet, Hansens Tochter ebenso. Nie gelingt es John allerdings ganz, das Glück festzuhalten. Daß eben gerade der Ort des

³⁸ Vgl. Brandstätter, Horst: „Friedrich Schwahn. Ein tabellarisches Räuberleben“. In: DVavE, S. 63 ff.

³⁹ ED, S. 54.

⁴⁰ EVavE, S. 12.

Strafvollzugs – von dem Hansen seinen unglückseligen Spitznamen erhält – „Glückstadt“ heißt, ist Storms bittere Ironie.

Ob es ein Zufall ist, daß „Christian“ Wolf seine namentliche Entsprechung bei Hansens Tochter „Christine“ findet; daß am Ende des „Doppelgängers“ gar noch ein Christian auftaucht, der seinen Namen gehört zu haben glaubt, als Hansen aus dem Brunnen nach seiner Tochter schreit? Ob es ein Zufall ist, daß Christian Wolfs erste Geliebte „Johanne“ oder „Hannchen“ heißt und John Hansens geliebte Frau „Hanna“? Ob es ein Zufall ist, daß Robert bei einem Förster angestellt ist, ebenso wie John Hansens Tochter Christine einen Förster heiratet? Es wird wohl nicht mit Sicherheit zu klären sein.

Fazit

Schillers „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ und Storms „Ein Doppelgänger“ sind aus ähnlichen Motivationen heraus entstanden. Unerwähnt geblieben ist bislang eine weitere Parallele, diesmal zwischen den Autoren: Beide haben einige Zeit Jura studiert. Während Schiller zunächst Theologie studieren und Pfarrer werden wollte, entschied er sich später für Rechtswissenschaften und dann für Medizin. Storm hingegen war Sohn eines Advokaten, studierte Jura in Köln, wurde dann ebenfalls Advokat (in Husum) und später Kreisrichter (in Heiligenstadt auf dem Eichsfeld). Beide kannten sich also bestens in den jeweiligen Rechtsstrukturen aus. In ihrer Zeitkritik gibt es deshalb unterschiedliche Schwerpunkte, aber auch eine beträchtliche Schnittmenge.

Schillers – zum Teil offen ausgesprochene, zum Teil in der Handlung verhüllte – Vorwürfe richten sich vor allem gegen das Rechtssystem. Ein Straftatbestand wurde zu seiner Zeit ungeachtet des sozialen Umfelds des Täters rigoros und stereotyp geahndet. Das Strafmaß wurde einzig bestimmt durch die Schwere der Tat

und konnte durch keinen äußeren Umstand abgemildert werden. Die Art der Bestrafung – die öffentlichen, qualvollen Hinrichtungsmethoden – waren Schiller zuwider. Die von ihm propagierte psychologische Herangehensweise an einen Täter und seine Tat sowie aus solchen Erkenntnissen möglicherweise resultierende Rehabilitations- oder Reintegrationsversuche waren im damaligen Rechtssystem undenkbar. In seiner Vorrede schreibt Schiller über den Verbrecher: „An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Taten.“⁴¹

100 Jahre später hat sich in der Hinsicht schon einiges geändert. Bei Theodor Storm machen sich städtische Honoratioren Gedanken darüber, wie sie das Strafmaß des John Hansen reduzieren können. „Schad [...], daß er ein Spitzbube geworden!“⁴² sagen manche. Dennoch muß er für sechs Jahre ins Zuchthaus und wird trotz guter Führung nicht vorzeitig entlassen, „denn es war in wäherender Zeit im Lande weder ein König gekrönt noch einer geboren worden.“⁴³ Storm äußert sich danach nicht weiter zur Rechtsprechung, sondern richtet seine Kritik gegen die bürgerliche Gesellschaft, die es John Glückstadt unmöglich macht, wieder ein ehrbarer Mann zu werden. Bei Schiller reagiert das Bürgertum genauso, der Unterschied besteht allerdings darin, daß Christian Wolf später ein Gesetzloser bleibt und John Hansen sich bis zu seinem unglücklichen Tod bemüht, der Gesellschaft gerecht zu werden. In beiden Erzählungen wird noch eine weitere Problematik angerissen, die derzeit wieder erschreckend aktuell ist: Der Mangel an Arbeitsplätzen ist für Wolf und Hansen der Auslöser für ihre erste kriminelle Tat. Wenn man darüber hinaus wahrnimmt, welchen Stellenwert ehemalige Strafgefangene – Resozialisierung hin oder her – in unserer Gesellschaft haben, so muß man ernüchtert feststellen, daß Schiller und Storm Literatur geschaffen haben, die leider noch lange ihre Gültigkeit behalten wird.

⁴¹ DVavE, S. 13.

⁴² ED, S. 25.

⁴³ Ebd.

Literaturverzeichnis

Texte:

- Schiller, Friedrich: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte.“ Aufs Neue ans Licht geholt und mit Erkundungen zum Dichter- und Räuberleben der republikanischen Freiheit des lesenden Publikums anheimgestellt von Horst Brandstätter. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1984.
- Storm, Theodor: „Ein Doppelgänger. – John Glückstadt – “ Studienausgabe herausgegeben von Walter Zimorski. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide in Holstein 1986.

Literatur:

- Bogdal, Klaus-Michael: „Geschichte in der Erzählung: Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas, Friedrich Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, Anregungen für den Literaturunterricht, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1986.
- Ebersold, Günther: „Politik und Gesellschaftskritik in den Novellen Theodor Storms.“ Lang Verlag, Frankfurt/M./Bern 1981.
- Schuster, Ingrid: „Storms ‚Ein Doppelgänger‘ und Brechts ‚Der gute Mensch von Sezuan‘. Eine Gegenüberstellung.“ In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft, hg. von Karl Ernst Laage und Volkmar Hand, Schrift 23/1974, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide in Holstein 1974.
- von Wiese, Benno: „Wesen und Geschichte der deutschen Novelle seit Goethe“. In: „Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka“, Band 1, August Bagel Verlag, Düsseldorf 1963.
- von Wiese, Benno: „Friedrich Schiller: Der Verbrecher aus verlorener Ehre“. In: „Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka“, Band 1, August Bagel Verlag, Düsseldorf 1963.